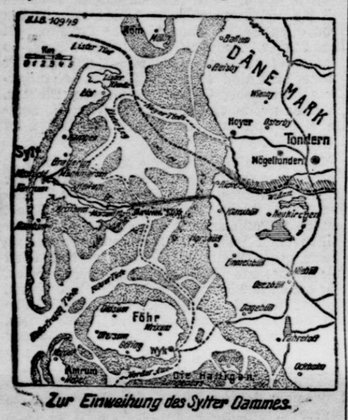
flacher werdenden Wasser hin und her. Wie aber sah der Kampfplatz aus! Tiefe Furchen und Löcher waren in dem zähen Modder, hier und da noch Reste des blutigen, schmutzigen Wattere Nirgends waren Ueberreste des verwundeten Hales zu sehen! Ich dankte meinem Schöpfer, so gnädig davongekommen zu sein. Stumm drückte ich meinem Gefährten die Hand.

—⊡—

Hamburg-Sylt

Das große Ereignis der kommenden Nordseebadesaison ist die Fertigstellung des 12 km langen Sylter Dammes, der das Festland mit der Insel Sylt verbindet. Nach Blättermeldungen und Erklärungen amtlicher Kreise ist bestimmt damit zu rechnen, daß die über den Damm gelegte Hauptbahn, die durch die Insel bis zum Seebad Westerland durchgeführt wird, zum 1. Juni 1927 den Betrieb aufnehmen wird. Fünf Zugpaare sollen dann täglich den Verkehr zwischen Festland und Insel vermitteln, darunter ein D-Zugpaar Berlin—Westerland; ferner soll in der Hauptsaison täglich ein Schnellzugpaar zwischen Hamburg und Westerland verkehren. Die Badeverwaltung in Westerland



Zur Einweihung des Sylter Dammes.

verspricht sich von dieser durchgehenden, von keiner Schiffsstrecke mehr unterbrochenen Verbindung einen neuen erheblichen Aufschwung des Bades und auch die Eisenbahn hofft, daß sich der Hauptstrom der Westerländer Badegäste dem neuen Wege zuwenden wird. Zweifellos wird der Besuch Westerlands durch die wesentlich abgekürzte Eisenbahnfahrt zunehmen. In erster Linie wird die Zahl der Passanten, der Sonntagsausflügler, gewaltig anwachsen. Ob aber die eigentlichen Kurgäste Westerlands, die über mehr Zeit und Muße verfügen, auch in überwiegender Zahl den neuen Weg benutzen werden, muß die Zukunft lehren. Viele Badegäste meinen nicht mit Unrecht, zur sommerlichen Erholung an der See gehöre auch eine kurze Reise auf der See und werden deshalb dem altgewohnten Seewege treu bleiben. Jedenfalls wird die Hapag Seebäderdienst G. m. b. H., die den direkten Seeweg Hamburg-Westerland über Cuxhaven und Helgoland bedient, ihre mit allem Komfort ausgestatteten Dampfer in unveränderter Weise weiterverkehren lassen.

—⊡—

Seltsame Ansichten eines Negerkönigs

Der englische Admiral Kerr gab kürzlich seine Lebenserinnerungen heraus, unter denen sich auch folgendes lustige Geschichtchen befindet: Ein Negerkönig namens Ja-Ja hatte einen britischen Missionar töten lassen, weswegen ein Kanonenboot von der nächsten Flottenstation ausgesandt war, um Ja-Jas „Hauptstadt" zu bombardieren. Als sich das Fahrzeug besagter Residenz näherte, kam ein Neger herbeigeschwommen, kletterte geschwind an Bord und verlangte den Kommandanten zu sprechen. Es war Seine Majestät der König Ja-Ja in höchsteigener Person. „Weshalb beschießt du meine Stadt?" fragte er erstaunt den Offizier. „Ich habe einen Missionar deiner Nation getötet. Gewiß! Aber deine Landsleute taugen hier nicht viel, wenn sie in der einen Hand die Bibel und in der anderen den Schuldschein halten. Du gefällst mir dagegen besser. Wenn du Lust hast, kannst du an meinem Hofe zu Mittag speisen, und dann können wir ja beraten, welche Weißen ich sonst noch töten soll."

Der Kommandant machte gute Miene zu diesem kannibalischen Spiel, ließ sich von Ja-Ja fürstlich bewirten und schied von ihm in bestem Einvernehmen. Ja-Ja hatte sich bereit erklärt, von weiteren Massakrierungen Weißer huldvollst abzusehen. Dafür bedang er später um so mehr Untaten an den weißen Fremdlingen. Abermals sandte die englische Regierung ein Kanonenboot aus, um Ja-Ja gehörig zu bestrafen. Dieses Mal — es war ein anderer Kommandant, der nicht viel Spaß verstand — nutzte dem König sein Heranschwimmen und die Einladung zum Mittagsmahl leider gar nichts: er wurde kurzerhand verhaftet und dann außer Landes verwiesen. Da ihm nur gestattet wurde, fünf seiner „Ehefrauen" mit sich in die Verbannung zu nehmen, wandte er sich beschwerdeführend direkt an die Königin Viktoria von England und schrieb ihr: „Ich, Ja-Ja, finde es unvereinbar mit der Würde eines Königs, nur fünf Frauen zu besitzen. Teure königliche Schwester, was würdest du sagen, wenn man dich verbannte und du nur fünf ordentliche Männer zur Ehe mitbekämest? Es wäre unter deiner Würde, das ist auch meine Ansicht. Ich muß mindestens zwölf Frauen um mich haben. Du würdest dich sicherlich auch nicht mit weniger Männern begnügen." — Die „Queen Victoria" soll herzlich über diesen seltsamen Brief gelacht und dem stolzen Negerkönig Ja-Ja ausdrücklich die Mitnahme der zwölf gewünschten schwarzen „Ehefrauen" gestattet haben.

—⊡—

Der Kampf um die Laterne

Im Archiv der Stadt Stralsund fand sich kürzlich beim Sammeln alter Polizeiverordnungen auch ein vergilbter Akt aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Damals war Stralsund die Hauptstadt von Schwedisch-Pommern und damit Residenz des Generalgouverneurs, des Prinzen von Holstein-Gottorp, der sich geradezu maßloser Unbeliebtheit bei der Bürgerschaft erfreute. Denn der Prinz versäumte keine Gelegenheit, ohne jede Rücksicht auf die Bevölkerung sich in die Verwaltung der Stadt und des Landes einzumischen. Lange Zeit waren alle Proteste bei dem König Gustav III. von Schweden erfolglos.

Dann aber, als eines Tages der Magistrat das damals hochwichtige Problem der Straßenbeleuchtung erwog und dem allgemein empfundenen Mangel abhelfen wollte, und der Prinz wiederum über den Magistrat hinweg in die Verwaltung eingriff und verordnete, daß jeder Bürger, der nach Sonnenuntergang auf der Straße ohne Laterne angetroffen würde, arretiert und mit fünf Stockschlägen bestraft werden sollte, hatte die Geduld der Stralsunder ihr Ende erreicht. Die Empörung über diesen neuen Willkürakt war groß. Am Abend erschienen die Stralsunder gehorsam mit Laternen ausgerüstet. Aber in diesen Laternen befand sich keine Kerze. Darauf erließ der Prinz am folgenden Tage eine neue Verordnung, daß selbstverständlich jede Laterne auch eine Kerze zu enthalten habe. Prompt geschah das. Aber die Kerzen wurden nicht angezündet. Der Prinz gab nicht nach. Ein neuer Befehl verordnete die angezündete Kerze. Jetzt kamen die Bürger wohl mit Laternen und brennenden Kerzen auf die Straße, aber trugen über den Laternen ihre Mäntel. Wütend verfügte der Prinz, daß die Laternen offen zu tragen seien. Darauf gingen die Stralsunder mit riesengroßen Laternen und winzig kleinen Kerzen, die kaum leuchteten, spazieren.

Der Prinz war verzweifelt. Er bat den König, gegen die Rebellen vorzugehen. Von dem staatsklugen König erhielt er aber die klassische Antwort, „der Prinz möge Pommern verlassen. Denn weder vor ihm habe es je einen Menschen gegeben, noch werde es je nach ihm einen Menschen geben, welcher gegen den Willen der deutschen Dickschädel etwas durchsetzen könnte." — Gustav III hatte den einzig möglichen Ausweg erkannt. Am Tage der Abreise des Prinzen führte der Stralsunder Magistrat die allgemeine Straßenbeleuchtung ein. —

—⊡—

Am Ausguck

Pflanzen, die sich Nahrungsnester bauen.

Eine in ihrer Art im Pflanzenreich einzig dastehende Erscheinung kann man an einigen Farnen wahrnehmen, die in den Tropen, — namentlich auf den Inseln des Indischen Ozeans — vorkommen, wo sie als „Ueberpflanzen" auf den Bäumen leben. Diese Farne, die man auch als Vogelnesterfarne bezeichnet, sind aber keine wirklichen Schmarotzerpflanzen, da sie nicht von den Bäumen leben, auf denen sie sitzen, sondern sich vielmehr selbst ernähren. Allerdings reichen ihre Wurzeln nicht bis zur Erde herab, sie müssen sich daher an Ort und Stelle Nahrung suchen. Beim Vogelnestfarn übernehmen diese Aufgabe nun zunächst die Blätter: Sie legen sich zu diesem Zweck in der Weise zusammen, daß sie, während sie sich gleichzeitig fest an die Baumrinde anschließen, eine große trichterförmige Nische bilden, das „Nest", in dem sich nun allmählich alle möglichen Stoffe wie Wasser, verfaulte Pflanzenteile, Staub und Erde ansammeln, um schließlich eine sehr nährstoffreiche Humusschicht zu bilden. Dieser Humus bildet jetzt die Nahrung des Farnes, denn da, wo ein Nest sich bildete, wachsen alsbald auch die Wurzeln hinein, um daraus ihre Nahrung zu ziehen. Der seltsame Farn besitzt also, obwohl er hoch über dem Erdboden wächst, sein eigenes nährendes Erdreich, in das er seine Wurzeln senken kann.

Schutz der Reiher in Venezuela.

Der Handel in Reiherfedern war lange Zeit ein blühendes Geschäft in Venezuela. Die strengsten Verbote fruchteten wenig. Sobald das Federkleid am prächtigsten war, wurde der Reiher geschossen, so daß die Jungen, die der Vogel um diese Zeit fütterte, den Hungertod starben. — Der Gouverneur der Provinz Apure hat nunmehr eine radikale Maßnahme zur Anwendung gebracht. Er ließ sämtliche Gewehre und Jagdflinten, Pulver und Patronen, die sich in Geschäften und Privathänden vorfanden, so lange mit Beschlag belegen, bis die Brutzeit vorüber war. Die Folgen waren derartig günstig, daß das Beispiel von Apure in anderen Provinzen mit Reiherkolonien Nachahmung fand, so daß für die Zukunft auf genügenden Reiherschutz in Venezuela zu rechnen ist.

Eine merkwürdige Strafe.

Die Regierung in Kanton hatte angeblich vor einiger Zeit eine Anleihe von 500 000 Pfund Sterling zur Zeichnung aufgelegt. Leider fand sich so gut wie kein chinesischer Staatsbürger bereit, auch nur einen Bruchteil dieser hübschen runden Summe zu zeichnen, da die Unsicherheit der Verhältnisse keinen dauernden Bestand dieser Regierung gewährleistete. Aber die Regierung wußte sich zu helfen. Um dennoch zu Geld zu gelangen, verfiel sie auf eine ebenso merkwürdige wie pfiffige Methode. Sie erließ an sämtliche Gerichte in den ihr unterstellten Distrikten eine Verordnung, wonach mit sofortiger Wirkung alle zu Geldstrafen verurteilten Staatsbürger davon befreit werden sollten, falls sie den jeweils fälligen Betrag als Anleihesumme zu zeichnen bereit wären. Der Erfolg war verblüffend: Statt sich zu vergrößern, verringerte sich die Zahl der mit Geldstrafen belegten Delikte ganz erheblich. Gibt es, fragt man sich heute, noch irgendwo in der Welt ein Abschreckmittel von so bedeutsamer Wirkung wie eine — chinesische Staatsanleihe?

Büchertisch

Udet's kühner Plan,

mit dem Alpensegler „Münchner Illustrierte" von der Zugspitze abzufliegen, wird, nach einem Zwischenfall, der durch einen Schneesturm hervorgerufen worden ist, der kleine Schädigungen der einen Fläche verursacht hat, im Laufe dieser Woche verwirklicht werden. Die neueste „Münchner Illustrierte" (Nr 17) veröffentlicht dazu höchst interessante Aufnahmen vom Transport des Alpenseglers mit der Zugspitzbahn auf das sogenannte Zugspitz-Platt. — Ueberaus fesselnd und abwechslungsreich ist auch diesmal der Inhalt des Blattes. Ueber die Tücken des Films über die Gefahren und Anstrengungen, denen sich Filmstars häufig unterwerfen müssen, informiert ein lehrreicher Artikel. — Ein Meister der Verwandlung ist „Lon Chaney", der amerikanische Filmschauspieler, der den Beinamen trägt „Der Mann mit den tausend Gesichtern". Die „Münchener Illustrierte" bringt eine Auswahl seiner besten Masken. — Von den anderen Artikeln seien nur erwähnt: Die Flottendemonstration von fünf Weltmächten gegen die Kantonesen, Bildnisse von Gattinnen bekannter Diplomaten „neue Aufnahmen von elektrischen Bahnen in der Schweiz, von der Niederlage der bekannten Uruguayer Fußballmannschaft in München usw. usw.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 17 — Mittwoch, 27. April — 1927

Walpurgisnacht

Von Dr. L. Hartmann.

Die heilige Walpurgis und ihre beiden Brüder gehörten einst zu den „Aposteln der Deutschen". In der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts, kurz vor dem Siegeszuge Karls des Großen, predigten sie den Mainfranken das Christentum. Walpurgis wurde nach ihrem Tode heilig gesprochen und später als Beschützerin gegen Zauberei verehrt. In vielen Kalendern erhielt der 1. Mai ihren Namen. Daher wurde auch die Nacht vom 30. April auf den 1. Mai nach ihr benannt.

Dem Monat Mai galt schon immer die Sehnsucht der Menschen. „Der Winter ist vergangen, ich seh' des Maien Schein", jubelt ein altes deutsches Volkslied.

Die allzeit rege Phantasie des Volkes hat sich stets gern mit der Ankunft des Mai beschäftigt. Schon in der heidnischen Zeit feierte man Walpurgis auf den Bergeshöhen als die Vermählung des Gottvaters Wodan mit Freya, der Göttin der Fruchtbarkeit. Dann verschwanden die Heidengötter in der Finsternis, und der heidnische Spuk wurde zum höllischen Spektakel: Der oberste der Teufel versammelte die Hexenschar um Mitternacht an der alten Opferstätte. Von allen Seiten kam der wilde Schwarm der Hexen auf Besen und Ofengabeln herbeigeritten und tobte in rasendem Tanz um das große Feuer. Herr Urian saß auf seinem Thron und beratschlagte mit seinen Getreuen, wie man der ebtrünnigen Menschheit schaden könne. In Völlerei und Sinnenrausch endigte dieser Hexensabath.

Die abergläubische Furcht des Bauern erblickte in jedem Mißgeschick, das ihm um diese Zeit widerfuhr, eine Untat der Hexen. Um sich vor ihnen zu schützen, versah man Tür und Fenster mit dem Zeichen des Kreuzes und stellte den Besen oder Drudenfuß vor die Schwelle des Hauses. Oft versuchte man auch Besen und Ofengabel, um die einheimischen Hexen am Ausreiten zu hindern. Besen und Hexenstrauß, vor das Fenster der Dorfschönen gehängt, sollten diese öffentlich als Hexe brandmarken. Bis vor kurzem trieben in der Goldenen Aue am Kyffhäuser die Burschen auf solche Weise mit den schmucken Mädchen ihren Schabernack. Manche schuldbewußte Maid soll damals in der ganzen Walpurgisnacht aus Angst vor dem Schimpf kein Auge zugedrückt haben.

Eine Reihe abergläubischer Gebräuche knüpfte sich an den Hexenglauben. In der Neuzeit wurden viele von ihnen zu Volksbelustigungen. So das Schießen und Peitschenknallen und das Abbrennen von Strohwischen, wodurch die jungen Burschen die Unholde verscheuchen wollen. Kurz vor Walpurgis zog man in manchen Dörfern mit klingendem Spiel und fliegenden Bändern in den grünen Wald und holte die heilkräftigen Wunderpflänzchen, damit man nicht in der Hexennacht Schaden erleiden konnte; in der Gegend von Northausen am Harz suchte man die Blätter der Betonie, die einen lösenden Tee geben; am Kyffhäuser erquickte man sich am Ramselkraut; im Weimarischen wurde das Gottesbärtlein gesammelt, das die Wiederkäuer vor Kolik bewahrt.

Verschwunden sind die abergläubischen Gebräuche, die dem Menschen höllische Kräfte verleihen sollten; die unsichtbar machende Hexenspeise, zusammen gesotten aus Schnecken, Pferdefleisch und Kinderherzen; ferner die berühmte Hexensalbe aus Mohn, Nachtschatten und Schierling. Der Hexenspruch sollte die Kraft haben, Mensch und Tier zu heilen oder zu lähmen.

Fast alle deutschen Gebirge haben ihren Hexenberg. Seit dem 18. Jahrhundert gilt jedoch der Brocken im Harz als Hauptsammlungsort der deutschen Hexen. Adalbert von Chamisso besingt den „langen Herrn Philister", auf dem „der Kuckuck und sein Küster herumtanzen". Vor allem ist seit Goethes „Faust" der Brocken in aller Welt als Tummelplatz der Walpurgisnacht bekannt geworden. Uebrigens haben heidnische Feste sicher weder auf dem Brocken noch auf dem Hexentanzplatz stattgefunden, da der Harz erst um das Jahr 1000 von Menschen besiedelt wurde. — Andere bekannte Hexenberge sind der Fichtelberg an der Wasserscheide von Rhein, Donau und Elbe, ferner der Hörselberg am Thüringer Wald, darinnen einst die heidnische Frau Venus gewohnt haben soll.

—⊡—

Aus der Geschichte einer Wunderstadt

Von K. Liermann

Frankreich heißt das Land und Versailles die Stadt, von der die Welt Wunderdinge zu erzählen weiß. Versailles, bekannt durch die dort abgeschlossenen Friedensschlüsse nach großen Kriegen, bekannt durch den großen Friedensvertrag der Entente mit Deutschland nach Abschluß des Weltkrieges. So scheint es fast, als ob es eine Stadt sei, die lediglich dem Frieden gewidmet sei. Trotzdem ist Versailles ein „unglückliches Kind des Glückes", wenn es sich einst auch stolz des Landes zweite Hauptstadt nannte.

Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts war Versailles ein unbedeutendes Dorf, wie hunderi andere rings um Paris. Erst 1677 baute König Ludwig XIII. dort ein kleines Jagdschlößchen, und erst ein halbes Jahrhundert später schuf Ludwig XIV das moderne Versailles. In den Jahren 1661 bis 1684 entstand jener herrliche Königspalast mit seinen Spiegelsälen, seinem Theater, seiner Kapelle, seinen Galerien und Gärten. Ein Kostenaufwand von annähernd 320 Millionen Mark verwandelte eine Wüstenei in einen Garten Eden, wie er nach der Meinung des französischen Herrschers allein würdig war, den König des ersten Reiches Europas zu beherbergen. Das Schloß war ein unvergleichliches Zeugnis für jene Majestät, die im Vollbewußtsein ihrer Kraft sagen konnte: „L'état c'est moi — der Staat bin ich!"

Der Schwerpunkt der ganzen französischen Hofhaltung verschob sich unter den letzten Königen immer mehr nach Versailles, so daß es zum Mittelpunkt Frankreichs wurde und tonangebend für ganz Europa war.

Pracht und Luxus, rauschende Feste und sinnlose Geldvergeudung feierten in Versailles ihre Triumphe. bis schließlich der Tag der Revolution anbrach. Der Adel floh, der Königspalast vereinsamte, nur wenige Getreue blieben zurück. Dann kam der denkwürdige Tag, an dem die Offiziere des Regiments Flandern im Versailler Schloß ein Bankett feierten und das Königspaar am Schluß desselben unter sie trat, um sie in ihrer Treue zu stärken — jenes Bankett, das die Aufrührer von Paris als das verschwenderische Fest des Volksmörders bezeichneten. „Das Volk hungert — der Hof geudet!" gellte es durch die Straßen der Hauptstadt, und bald mischte sich der Ruf dazwischen: „Auf, nach Versailles!" Es war eine jener Lügen, an denen die Geschichte der französischen Nation so überreich ist, aber sie wirkte aufreizend auf den Pöbel von Paris — die tobende Menge wälzte sich durch Versailles. Die Tragödie, die mit der Hinrichtung des Königspaares enden sollte, begann. Eine Horde halb betrunkener Pariser drang in den stolzen Palast Ludwig XIV, ermordete die Wachen und erzwang die Abreise des Herrscherpaares nach Paris, wo es so gut wie gefangen war.

Mit jenem 8. Oktober 1789 zog Grabesstille in die verödeten Prachträume des Schlosses ein, und über die Bewohner von Versailles, die alle mehr oder weniger royalistischer Neigungen verdächtig waren, brachte das bald hereinbrechende Schreckensregiment Verzweiflung, Armut und Tod. Die Stadt verlor in wenigen Jahren mehr als die Hälfte ihrer Einwohner. In den breiten Straßen wucherte das Gras und die glänzenden Läden schlossen sich aus Mangel an Käufern. Die großartigen Parkanlagen verwilderten, an dem Palast wurde die Inschrift angebracht: „Zu verkaufen oder zu vermieten," und eifrige Patrioten beantragten im Jahre 1794, kurz nach der Hinrichtung der unglücklichen Königin, die Verwandlung ihres Lieblingssitzes Trianon in ein Ackerfeld. Im Jahre 1797 mietete dann ein unternehmender Mann jenes kleine, reizende Schloß für einen Spottpreis als Tanzlokal, während das große Schloß eine würdigere Bestimmung fand: es wurde in ein Invalidenhaus verwandelt

Nun folgte die große aber gerechte Ironie der Weltgeschichte: auf den blutriesenden Trümmern der Revolution klomm der Artillerieleutnant Napoleon Bonaparte empor und das Volk, das um jeden Preis Ruhe, Ordnung und Schutz haben wollte, jauchzte ihm zu, weil seine eiserne Soldatenhand die Grundbedingungen eines bürgerlichen Gedeihens allein gewährleistete, wenn auch das Volk diese Güter mit dem Blut seiner Söhne bezahlen mußte. Durch ihn sah Versailles aufs neue glänzende Tage. Wieder wogte eine schimmernde Menge durch die prächtig geschmückten Säle des Palastes, und wiederum hielt eine Kaisertochter aus dem habsburgischen Hause ihren Einzug in die reizenden Räume des Trianon: im Jahre 1811 feierte Napoleon I. in Versailles die glänzendsten Feste zu Ehren Marie Luises, seiner jungen Gemahlin! Ob vor den Augen der Kaiserin damals nicht das trübe Bild der unglücklichen Marie Antoinette aufgestiegen sein mag, oder ob sie, gleich ihr, ahnungslos auf dem Vulkan tanzte?

Vier Jahre später war es mit der Kaiserherrlichkeit vorbei. In den Gärten von Versailles blickten russische Kosaken staunend auf die steinernen Göttergestalten. Die Bourbonen, diesmal Könige „von der Alliierten Gnade", zogen in ihre Hauptstadt ein, aber sie beglückten Versailles nicht mit ihrer Gunst, und auch Louis Philipp der sie ablöste, weilte selten in Versailles. Aber auch er erfuhr in Versailles die Vergänglichkeit des Glückes der Fürsten auf dem französischen Thron, die Vergänglichkeit der Gunst des wankelmütigsten aller Völker. Sein letzter Aufenthalt in Versailles galt einer kurzen Ruhepause auf seiner Flucht ins Ausland, als das Jahr 1848 ihn gestürzt hatte.

Und wiederum fünf Jahre später, am 1. Februar 1853 rollte ein leichter Wagen in den Versailler Schloßhof und eine jugendschöne Frau nickte den sechzehn ehernen Standbildern französischer Marschälle, die ihn umrahmen, zu, während der zufrieden lächelnde Mann neben ihr mit leiser Ironie auf die großartige Reiterstatue Ludwig XIV. in der Mitte blickte. Es war Napoleon III. mit seiner Gattin Eugenie von Montijo, seit zwei Tagen Kaiserin der Franzosen. Wieder wechselten rauschende Feste und Vergnügungen miteinander in Versailles ab und der Wohlstand der Stadt hob sich schnell wieder.

Doch eines Tages wurde es wieder still im Schloß. Das Gerücht durchlief die Stadt: „Die Preußen kommen!" Und sie kamen wirklich. Versailles wurde durch deutsche Truppen besetzt und preußisches Hauptquartier. Auf der anderen Seite warf der Aufenthalt des großen

Nr. 98

Quartiers der Stadt und ihren Bewohnern großen unerwarteten Gewinn in den Schoß. Im Krieg spart man nicht. Die deutschen Offiziere taten es wenigstens nicht. Die Herren Franzosen zeigten für die deutschen Goldstücke ein sehr einnehmendes Wesen. Im Hotel „des Reservoirs", dem Sammelpunkt der Deutschen, floß der Sekt in Strömen. Der Besitzer mag sich wohl noch manchmal die schönen Tage, an denen die deutschen Barbaren seine Gäste waren, zurückgewünscht haben. Aber das war nur der leichte Schaum auf der Oberfläche. Am 18. Januar 1871 wurde König Wilhelm zum deutschen Kaiser proklamiert. Soviel Glück die Stadt Versailles dem deutschen Volk damals auch beschert hat, so viel Unglück hat sie durch den Schandvertrag, der den Weltkrieg beschließen, über unser Volk gebracht. Niemand kann wissen, ob ihre geschichtliche Mission für Völker und Weltfrieden nun endlich beendet ist. Die Zukunft wird es lehren.

—⊡—

Die weißen Nächte

Eine sibirische Erinnerung

von Joseph M. Welter.

„O Sibirien, du eiskalte Zone", beginnt ein sentimentales Volkslied, und wenn der Europäer von Sibirien hört, stellt er sich unwillkürlich eine ewige Eis- und Schneewüste vor. Wie ganz anders ist doch die Wirklichkeit. Ich spreche nicht vom nördlichsten Sibirien, vom Tundrengebiet, wo jeder Baumwuchs längst aufgehört hat und nur noch Moose und Flechten kümmerlich gedeihen.

Zwar hatten auch wir wohl gelesen und gehört, der sibirische Frühling sei warm, der Sommer sogar tropisch heiß, aber von dem übermächtigen, geradezu sinnverwirrenden Zauber der „weißen Nächte" wurden wir mit unserer lächerlichen Bücherweisheit völlig überrascht und eingefponnen in ein Entzücken, das mir ewig unvergeßlich bleiben wird.

Ende Mai, ein paar Tage nach dem großen Eisgang, der das schon fast schneefreie Land mit ungeheurem Donnern erfüllt und erzittern läßt, war die Steppe bedeckt mit jungem, leuchtenden Grün. Vom hellblauen Himmel strahlte die Sonne warm und festlich herab. Die Erde duftete herb und verwirrend, an den Birken wehte, fast über Nacht, junges Grün, zart und hell, und dann, nach kaum zwei Wochen, waren Wald und Steppe wie verzaubert.

Den Boden bedeckten, so weit das Auge sah, Pfingstrosen, wie sie bei uns im Garten gezogen werden, in Millionen und Abermillionen von Exemplaren, übersät mit großen, tiefrot leuchtenden Blüten, so daß die Fluren in der Ferne wie ein weicher roter Teppich gebreitet lagen oder wie ein Märchenmeer aus Grün und Purpur.

Dazwischen und darunter, wo nur ein freies Plätzchen sich zeigte, schimmerte in allen Regenbogenfarben eine kleine sichselige Welt für sich. Immer wieder aber hob eine kleine leuchtend gelbe Irisart in unzezählten Mengen ihre wundervollen Blütenkelche zur Sonne und verströmte ihren Honigduft, und dieselbe Iris nur tiefviolett, besäte den Waldboden und erfüllte die warme Luft der Taiga mit einem sinnverwirrenden süßen Geruch.

Noch betäubender aber dufteten die Traubenkirschen, über Wald und Feld in dichten Scharen verstreut, die Traubenkirschen, aus deren Früchten der Russe das „Dschorni mucha", das „Schwarze Mehl", herstellt, das mit seinem wundervollen Nußgeschmack den Pasteten und Pigoris als Füllung dient. Hunderttausende von Weißdornbüschen zauberten wieder die Welt in schneeiges Weiß, und ungezählte Heckenrosen blickten mit sanften Augen in den Glanz des strahlend blauen Himmels.

Die Vögel sangen wieder. Auf den Flüssen quarrten die Enten, aus der Taiga klingt das Gurren der Turteltauben, schmettern die Lockrufe der Singdrosseln und Finken, zwitschern die Fliegenschnepper, und zirpen die Kohlmeisen. Und wenn die Nacht kam, diese unvergeßliche, paradiesisch schöne, weiße Nacht, dann begann die sibirische Nachtigall, die beste Sängerin der ganzen Welt, ihr unsagbar seliges Liebeslied. Aus hunderten von kleinen Vogelkehlen klang und klagte es, jubelte und weinte es, die Nacht erfüllend mit der Süßigkeit ihres Vogelglückes, daß man kaum noch zu atmen wagte.

Semion Pawlowitsch Pietroff, entsprungener Sträfling und Mädchen für alles, Imauill und mir von Tag zu Tag unschätzbarer und unentbehrlicher, hatte mit seinem anderen Werkzeug als unserer guten Art aus einem Pappelstamm ein Boot gezimmert, wie denn die Russen auch ihre Blockhäuser ohne Hammer und Nagel, nur mit der Axt bauen und so fest fügen, daß der furchtbarste Schneesturm, der Buran, ihnen nichts anzuhaben vermag.

Nun fuhren wir auf die Entenjagd. Es mochte elf Uhr abends sein.

Lautlos trieb unser Boot den Kan abwärts. Kein Wort sprachen wir, ganz hingegeben dem Zauber dieser hellen Nacht, durch die uns das Boot trug. Kaum daß am Steuerruder eine glucksende Welle die Stille des lautlos ziehenden klaren Flusses störte.

Aus den Wäldern drang das selige Jubeln der Nachtigallen und versetzte uns, die wir die sibirische Winternacht mit allen Schrecken der schauerlich heulenden Wolfsrudel noch im Ohre hatten, in einen Rausch des Entzückens. Vom Ufer wehte warmer Wind herüber und brachte den aufreizend süßen Duft der Traubenkirsche und des Weißdorns mit sich, indes wir still stromab trieben.

Enten schießen? Wir stöberten genug auf aus Weidicht und Schilf und konnten Dutzende von Malen zum Schuß kommen. Wir rührten uns nicht. Als eine Entweihung dieser traumhaft schönen, heiligen Stunde wäre es uns erschienen, und so legten wir still unsere Gewehre fort.

Eine Viertelstunde nach der anderen verging. Schweigend trieb unser Boot dahin. Mochte es treiben. Uns war es, als müßten wir so weiter fahren, tagelang, wochenlang. Hatten wir nicht Zeit? Was tat es, wenn wir morgen hundert Werst vom Lager abgekommen waren? Was versäumten wir, wenn es eine Woche dauerte, bis wir zurückkamen?

Die Taiga blieb zurück, der Baumbestand wurde schütter. Noch eine Stunde und das erste Dörfchen mußte kommen. Weit und hell dehnte sich rechts und links die Steppe.

Weit und hell. Denn es wird nicht dunkel in den „weißen Nächten". Die Sonne, die den Winter über nur ein paar Stunden hernieder leuchtete, sinkt erst gegen elf Uhr und ist schon um zwei Uhr wieder da. Inzwischen läuft Abend- und Morgenrot fast ineinander.

Die Nachtigallen schlugen. Betäubend duftete das Blütenmeer. Lautlos trieb unser Boot.

Da! Was war das? Gesang traf uns, erst unbestimmt, dann immer näher und näher und klarer. Wir fuhren an einem Dorfe vorbei, und die Bewohner, Mann, Frau und Kind waren auf den Feldern bei der Arbeit. Die Tage wurden heiß. Warum nicht also die milden, weißen, hellen Nächte benützen?

Und immer singt der Russe, singt seine unsagbar traurigen, uralten, schönen Weisen, singt sie im Chor und singt sie allein. Wehmütig zitterte ein Lied herüber: „Du mein armer Streifen Ackerland . . ." und im Dämmerlicht sahen wir fern die Gestalten der Bauern, indes unser Boot sacht und unbemerkt vorüberglitt.

Lautloses Gleiten, seliges Vergessen der fürchterlichen Monate, die hinter uns lagen. Schweigende Fahrt durch das endlose Land, das ausgebreitet dalag unter dem nun blaßblauen Himmel in frommer, geduldiger Erwartung der Sonne und des jungen Tages.

Gegen drei Uhr, die Sonne war schon aufgegangen, erkannten wir am rechten Ufer das kleine, aus nur sechs Häusern bestehende Dörfchen, aus dem unser erster sibirischer Bär am Tage vor seinem Tode die Ziege geholt hatte. Freudig legten wir an und wurden von dem braven Muschik herzlich aufgenommen. Zwei Tage blieben wir noch und schossen nun wirklich Enten, für uns und die armen Bauern, deren Gäste wir waren.

Dann erst fuhren wir zurück zu unserem Lager.

—⊡—

Das neueste Goconda Amerikas

Von Elmar Vente.

„Das Gold liegt im Westen auf der weiten Prärie, man muß es nur zu finden wissen."

(Horace Greely.)

Der Staat Nevada in den Vereinigten Staaten von Amerika hat eine neue, in wenigen Wochen hervorgezauberte Stadt Weepah, mit Tausenden von Einwohnern, auf seiner Karte zu verzeichnen; zwar zunächst noch in unvollkommener Weise, mit Bretterhütten, Zelten und Automobilen, irgendwo nach Belieben hingestellt, durch Anbauten „wohnlich" hergerichtet. Holz ist teuer, da Weepah in einer baumlosen Wüstenei liegt. Aber seit der Entdeckung der reichen Goldader ist bereits ein geschäftiges „weit offenes" Goldgräber-Lager aus der schreebedeckten Oede hervorgewachsen, mit all seiner Hast, Goldgier und Zügellosigkeit. Erst die Zeit und unerschrockene Männer werden dereinst Ordnung in das Gomorrha einer goldhungrigen Horde bringen.

Läden, Goldwechslerbuden (das kleinste Wechselgeld ist gegenwärtig „Two-bits", nämlich 25 Cents = 1 Mark), Spielhöllen und Tanzsalons schießen aus dem Boden, und der „verbotene" Whisky fließt freier als das hier spärliche Wasser. Gesindel und bemalte Weiber sorgen für die nötige Aufregung, und die aus dem Sand gesiebten Goldkörner wechseln schnell aus den Lederbeuteln der Goldgräber in die gierigen Hände der verschlagenen menschlichen Raubtiere.

Jeder ist hier sein eigener Herr — solange ihm nicht ein anderer seinen claim (rechtlichen Besitz des bearbeiteten Bodens) streitig macht. Dann aber schnellen gewöhnlich die „Sechsläufer" aus der Hüftentasche, und manches hoffnungsvollen Jünglings Knochen bleichen auf der schattenlosen Sandwüste des „Prospektorlandes". —

Die Entdeckung der reichen „Gold-Depositis", die wenige Monate zurückliegt, ist einem Dachs zu verdanken, der sich eine Höhle graben wollte. Zwei 19jährige Burschen, die in der Nähe mit ihren Eltern auf armseliger Farm hausten, Frank Horton und Leonhard Traynor, wurden auf das Tier aufmerksam und machten sich daran, es auszugraben. Beim Graben fanden sie die ersten Spuren „glitzernden Sandes". Sie gruben weiter und entdeckten dann, daß das Tier beim Kratzen eine Goldader angezapft hatte. Der Dachs war vergessen, und die Jungen arbeiteten wie die Biber mit ihren Picken und Schaufeln, bis sie einen ansehnlichen Haufen goldtragenden Erzes zutage geschafft hatten.

Zwei Tage später wanderten die beiden, mit zwei schweren Säcken beladen, zur nächsten Stadt, Tonopsh, die selbst durch Goldfund erstanden ist. Hier zahlte ihnen der vereidigte Münzprüfer einige tausend Dollars für ihren „dirt" (Dreck). Er belehrte sie, daß ihr Erz für 78 000 Dollars Gold per Tonne enthalte.

Diese Neuigkeit verbreitete sich schnell, und man bot den Jungen hohe Summen an. Aber die schlauen Yankee-Sprößlinge weigerten sich energisch, den Ort ihrer Entdeckung preiszugeben. Doch schließlich kam die Zeit, zu ihren Eltern heim zu gehen, und als sie sich zur Nacht aus Tonopsh schleichen wollten, wurden sie dennoch beobachtet, und eine Kette von Autos mit Goldsuchern heftete sich an ihre Fersen, obwohl ein kalter Sturm den Schnee über die weite Ebene fegte. Am folgenden Mittag hatte sich ein großer Park von Kraftwagen nahe Weepah angesammelt, wo die Jungen ihren Fund gemacht hatten.

Binnen 48 Stunden hatten über 500 Goldsucher die Gegend abgesucht, ohne irgend etwas unter dem Schnee zu finden. Etliche zogen weiter bis zur Hügelkette, aber alle waren entschlossen, weiter zu suchen, bis man erfuhr, daß der Fund auf einem der drei claims gemacht war, welche die Jungen sich im Namen ihrer Eltern gesichert hatten.

Ein weiterer Fund war noch nicht wieder gemacht worden. Aber der Zug war nun in Bewegung geraten, und Goldsucher, Landstreicher, Roulette-Spieler, Whisky-Schieber usw. trotzten dem halten Wetter, um zuerst an der verheißungsvollen Stätte zu sein.

Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles — —

Nach diesen rauhen Pionieren werden Geldmenschen mit Maschinen auf die Suche nach paydirt (zahlenden Dreck) gehen. Die neu erstandene Stadt Weepah wird in geordnete Verhältnisse kommen und sich weiter entwickeln. Oder sie wird, falls sich kein Gold mehr findet, wieder in ihr Nichts zurücksinken.

—⊡—

Japanisches Diner

Von Hannah Asch.

Das vornehme Gasthaus, in das ich zu meinem ersten japanischen Diner geladen war, lag in einem alten Holzhause. Als ich eintrat, wurden mir die Schuhe abgenommen, und ich schlürfte im Abendkleid auf Strümpfen durch die lange Korridore, während die Japaner nur die Holzpantoffeln mit Unterbrettchen abzustreifen brauchten und auf ihren knöchelhohen Socken gingen.

Serviermädchen in dunkelfarbigen Kimonos und gebauschten Obis, den prächtigen Gürtelschleifen, huschten vorüber und verschwanden in einem Baderaum. Zwei alte Japanerinnen in dunklen Kimonos empfingen uns. Sie geleiteten uns durch das weitläufig, rein japanisch ausgestattete Haus. Schiebetüren wurden geöffnet. Mädchen knieten daneben. Wir sahen in kahle Räume, die mit hellen Reisstrohmatten, den Tatamis, belegt waren. Ein Blumenarrangement von seltenem Reiz: ein Kirschblütenzweig in alter Vase, eine verkrüppelte winzige Kiefer in drachengetragener Bronzeschale



Ansicht von heute.

50 jähr. Bestehen der Hamburger Werft Blohm & Voss.



Werftansicht bei der Gründung.



Zum 900. Siege des deutschen Torkrigs Otto Schmidt.

waren der einzige Schmuck. Dämmriges Licht flutete aus seidenverkleideten Laternen auf die weichen, am Boden liegenden Kissen und den niedrigen, kastenartigen Holztisch, die einzige Ausstattung des Raumes.

Wir gruppierten uns in dem für uns reservierten „Bambuszimmer" auf den Kissen. Die Japaner kreuzten schnell ihre Beine und fühlten sich bequem und zu Hause. Ich hatte mich auf einem Kissen kniend hinzuhocken und glaubte, dies ohne weiteres zu kennen, doch schon nach wenigen Minuten mußte ich leider feststellen, daß mir die Uebung fehlte. Ich begann von links nach rechts und von rechts nach links zu rutschen, bald dieses, bald jenes Bein zurechtrückend. Man amüsierte sich über mich und wollte einen stuhlartigen Sitz für mich beschaffen. Aber auch ein Stuhl wäre genau so unbequem gewesen, da der tischartige Kasten, auf dem serviert wurde, nur etwa 35 Zentimeter hoch war. Nach wenigen Uebungen handhabte ich aber die Eßstäbchen, wenn auch nicht wie ein alter Japaner, so doch geschickt genug, um die vielen seltsamen Gerichte, die aufmarschierten, mit Hilfe der Stäbchen richtig zum Munde zu bringen. Die Nesans, die Kellnerinnen, erschienen nach ihrem Bade, das sie jedesmal vor Beginn ihrer Tätigkeit bei einer neuen Tischgesellschaft nehmen, mit zahllosen, allerliebsten Schüsselchen, Schälchen und Näpfchen, knieten an den Ecken des Tisches und reichten uns die Speisen. Zuerst gab es Fischgerichte, sechs verschiedene Arten nacheinander, darunter eine japanische Delikatesse: in Würfel geschnittenes rohes Fischfleisch. Alles war puppenhaft, peinlich sauber und lieblich dargeboten. Ein kleines Schälchen enthielt eine pikante braune Sauce, in die man jeden Bissen eintauchte, bevor man ihn zum Munde führte. Präparierten Seetang gab es, salzige Backpflaumen, Bambussprossen, Reis und zahlreiche andere merkwürdige Sachen. Unsere Tischgesellschaft kam bald in eine lustige Stimmung, weil der eifrig eingeschenkte Saké, der warm servierte Reiswein, das seine tat. Nach japanischer Sitte ehrt der Gastgeber den Gast, indem er sein Sakéschälchen erst in einem neben ihm stehenden Wassernapf spült, es der Nesan zum Füllen gibt und dem Gast das gefüllte Schälchen darreicht. Der Gast trinkt es aus, taucht es in den neben ihm stehenden Wassernapf, läßt es nun seinerseits füllen und gibt es dem Gastgeber zurück. So ehrten wir uns gegenseitig fort und fort. Es waren wohl schon zwanzig Gänge serviert.

Zwischendurch wurde Tee getrunken, der mir scheußlich schmeckte. Es war eine grünliche Brühe, auf der Schaum schwamm. Der Sitte gemäß hatte ich das kleine gefüllte Teeschälchen auf die flache linke Hand zu setzen, es zweimal nach links zu drehen, den Inhalt in genau 3½ Schluck zu leeren und die Schale auf der flachen Hand wieder zweimal nach rechts zu drehen, ehe ich sie absetzte.

Das Diner zog sich sehr in die Länge, und ich mußte oft meine Lage wechseln, während die Japaner äußerst behaglich auf ihren gekreuzten Beinen saßen.

Als der sechsundzwanzigste und letzte Gang verzehrt werden sollte, war ich trotz der Winzigkeit der Portionen längst übersatt und hatte von den meisten Speisen sonderbarster Art, die ich nach ihrem säuerlichen oder gegorenen Geschmack nicht zu definieren vermochte, nur gekostet.

Der letzte Gang war für die Japaner der Höhepunkt, ihr Nationalgericht Sukiyaki. Die zwei geheimnisvollen kleinen Deckel im niedrigen Tisch wurden aufgehoben; Oefchen mit glühenden Holzkohlen wurden in die Oeffnungen gestellt. Die Nesans brachten große Tabletts mit verschiedenen Dingen, leckeren, blutroten Fleischschnitten, Grünzeug, Zucker, Butter, Salz und vieles mehr, stellten Pfannen auf die Oefchen und begannen, am Tisch kniend, zu kochen und zu arbeiten. Es brodelte bald in den Pfannen. Als die Mädchen meldeten, daß das Gericht gar sei, griff jeder mit seinen Stäbchen hinein und holte sich gebratenes Fleisch und Gemüse heraus. Das Gericht mundete auch mir köstlich. Nach diesem Gang war das Diner beendet. Durch das ungewohnte Knien während der mehrstündigen Mahlzeit waren meine Beine so steif geworden, daß ich mich nur mit Mühe erheben konnte.

—⊡—

Im Kampf mit Haien

Von Walter Herrmann-München.

Diese Schilderung beruht auf eigenen Erlebnissen des Verfassers, der, 1912 von den Franzosen als Spion verhaftet, zwölf Jahre in der französischen Verbrecherkolonie „Guyana" unter entsetzlichen Leiden zubrachte.

Von Süden her wehte eine frische Brise. Sie warf die schäumenden Wogen immer trotziger empor und jagte unser wackeres Boot, daß es eine Lust war, durch den sprühenden Gischt. Wer jemals in einem guten Boot vor einer solchen Brise gesegelt ist, weiß, wie froh und stolz sich da die Brust hebt, weiß, wie wohl einem da zu Mute ist, wie sich alle Muskeln straffen und spannen.

Vor uns lag das Ziel. Dort mußten wir in der von Sand- und Moorbänken fast gefährdeten Mündung der „Bocca de Navios", des südlichsten und größten Ausflusses des Orinoco, einlaufen.

Diese gefährlichen Untiefen entstanden durch eine gewaltige Sturmflut in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Sie verschlang an der Nordostküste Südamerikas Tausende von Quadratkilometern des die ganze Küste bedeckenden Urwaldes. Die Urwaldriesen wurden entwurzelt und zerbrochen wie Streichhölzer. Die allen Unbilden des Meeres und Stromes trotzenden Edelhölzer sind bei normalem Wasserstand eine für die Schiffahrt kaum auszudenkende Gefahr. Wehe dem Schiffe oder Boote, das in Unkenntnis der Lage oder durch Sturm oder Strömung in diese Gegend der Bocca de Navios vertrieben wird. Es ist dem sicheren Untergang geweiht. Des Meeres gefräßige Hyäne, der Hai, vereitelt hier jeden Rettungsversuch. Ein Wunder ist es, wenn es einem kleinen Boot gelingt, sich aus diesem fürchterlichen Labyrinth zu retten.

So erging es auch uns. Wir hielten den Kurs etwa 10 Kilometer vom Strande in der Hoffnung, die Barre bei einer Mündungsbreite von etwa 40 Kilometer hier am leichtesten nehmen zu können.

Es mochte gegen 9 Uhr morgens sein. Der Himmel war bedeckt und ließ auf Regen schließen. Wir entschlossen uns daher, näher an die Küste heranzugehen, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Zunächst ging alles nach Wunsch. Wir waren der Küste schätzungsweise auf fünf Kilometer nahe gekommen, als sich indessen die eintretende Ebbe stark bemerkbar machte. Wenn die Wellen ein wenig tief ausholten, kamen plötzlich hie und da schwarze Stümpfe zum Vorschein. Zunächst hielten wir sie für schwimmendes Holz, das ja jeder Urwaldstrom mit sich führt. Bald aber wurden wir unseren Irrtum gewahr. „Kaum noch 1½ Meter Wasser!" rief mein Gefährte. Ausweichen oder Beidrehen schien ebenso gefährlich wie ein weiteres Vordringen. Die einzige Rettung bestand darin, den Höchststand der Flut abzuwarten und dann hinaus ins Weite zu segeln.

Kurz entschlossen warfen wir Anker, refften die Segel und hielten aufmerksam Umschau nach etwaigen „Stöcken". Keine leichte Arbeit, da das Wasser vom mitführenden Erdreich dunkelbraun und undurchsichtig war. Doch wir hatten Glück. Die nächsten Stümpfe waren 12 bis 15 Meter entfernt. Aber wir wurden von allen Seiten eingeschlossen. Langsam fiel das Wasser. Noch hatten wir 1 Meter Tiefe, als das Boot vor Anker zu treiben anfing. Der Anker hielt nicht, er war zu schwach, und außerdem bestand der Grund aus weichem Modder. Wollten wir unser Boot nicht verlieren, so mußte einer von uns ins Wasser und das Boot selbst halten.

Gedacht, getan! Etwa bis zum Knie sank ich nur in dem Modder ein, doch das Wasser reichte mir bis zur Brust. „Hier sind aber viele Tümmler," sagte mein Kamerad plötzlich. Sofort wurde ich aufmerksam, denn von den Kenntnissen einer Landratte über Seetiere hatte ich keine große Meinung. Konnte er doch leicht die Finne, das ist die Rückenflosse des Haies, für die eines Tümmlers ansehen. — Und richtig, so war es auch! Plötzlich sah ich kaum fünf Meter von mir entfernt die Finne eines Haies. Ein Zweifel war ausgeschlossen. In etwas größerer Entfernung beobachteten wir noch wenigstens ein Dutzend. Das waren meines Freundes Tümmler. Was tun? Das Boot durfte ich keinesfalls fahren lassen. Die Strömung, die jetzt außerordentlich stark war, warf es dann ohne Zweifel auf die nächsten sehr spitzen Stöcke und — es war verloren und wir mit ihm. Blitzartig schoß mir dieser Gedanke durch den Kopf. In Greifweite lag mein Buschmesser. Eine furchtbare Waffe in der Hand eines Kundigen. Etwa 80 Zentimeter lang, breit wie eine Hand, kann man mit einem Hieb einen Bananenstamm damit fällen. Instinktiv griff ich danach und rief gleichzeitig meinem Gefährten zu, er solle mit einem Ruder aus Leibeskräften unausgesetzt auf das Wasser schlagen. Es war hohe Zeit. Die unheimlichen Bestien zogen immer engere Kreise um mich.

Da! Das Ruder zerbrach. Mein Freund hatte einen dieser gefährlichen Gesellen getroffen. Schnell griff er zu einem anderen und schlug damit weiter. Mir war noch kein Hai in erreichbare Nähe gekommen. Schon glaubte ich, das fallende Wasser würde die Haie verscheuchen, als plötzlich eine respektable Rückenfinne, ungefähr einen Meter vor mir auftauchte und sich sogleich umlegte. Dieses Mal war es auf mich abgesehen. Ein banger Augenblick! Wußte ich doch aus Erfahrung, daß, wenn der Hai sich umlegt, er dies zur Erfassung seiner Beute tut. Der Fisch muß diese Bewegung machen, da das Maul, welches mit 5 bis 6 Reihen beweglicher Zähne bewehrt ist, sich etwa 20 bis 30 Zentimeter von der Kopfspitze entfernt, an der unteren Seite befindet.

Ich kam ihm zuvor. Wie ein Besessener schlug ich mit dem Buschmesser auf ihn ein. Die Hiebe saßen! Fast gleichzeitig erhielt ich jedoch einen gewaltigen Schlag, der mich aus dem Wasser hob und einige Schritte weit fortschleuderte. Der Hai, vor Schmerz rasend, hatte mich blitzschnell mit seinem Schwanzende getroffen. Als es mir endlich gelang, mich wieder aufzurichten, konnte ich vor Schmerzen kaum atmen. Das, was ich aber jetzt sah, ließ mich meine Beschwerden vergessen. In unmittelbarer Nähe des Bootes entstand nun im Wasser ein furchtbarer Kampf. Der getroffene Hai war durch meinen Schlag schwer verwundet worden und blutete stark. Die übrigen Haie nahmen dies — glücklicherweise für mich — zum Anlaß, über ihn herzufallen und ihn zu zerreißen. Immer mehr kamen herbei. Wir zählten wenigstens dreißig. Wie toll schossen sie in dem immer